Der Hausfreund

• Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen •

Nummer 18 | 5. Mai 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund“ ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zl. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8. Postscheckkonto Warschau 62 965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Bezahle dem Höchsten deine Gelübde.

1. Mose 33, 1—7.

Von R. Vasel.

Zwei Stationen im Leben Jakobs gab es schon vorher und nun kommt noch eine dritte. Die erste hieß „Bethel“. Dort sah er des Nachts im Traum die Himmelsleiter. Gott begegnete ihm mit einem geöffneten Himmel und großen Verheißungen. Aus Dankbarkeit machte Jakob ein Gelübde: „Ich will dem Herrn ein Haus bauen.“ Gott hielt Wort und erfüllte alle seine Verheißungen. Und Jakob? Er hielt nicht Wort. Obwohl er auf der Rückreise ein „Pniel“ erlebte, wo Gott endlich mit ihm fertig wurde, wo er sich voll und ganz dem Herrn weihte, so vergaß er doch eins. Jahre waren vergangen und Jakob dachte nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Nun gab es auch noch eine dritte Station im Leben Jakobs, und die hieß „Sichem“. Dort war er sitzen geblieben, und dies hatte ihm manche traurige Erfahrung gebracht. Gott ließ eine schwere Heimsuchung auf ihn hereinbrechen. (1. Mos. 34.) Jakob kam in Angst und Not. Er sah seine und seines Hauses Existenz durch die Kanaaniter bedroht. Das war die Situation, in der Gott zu ihm sprach: „Mache dich auf und ziehe gen Bethel und mache daselbst einen Altar dem Gott, der dir erschien, da du flohest vor deinem Bruder Esau.“ Gott erinnert Jakob an sein Gelübde. Manches wäre nicht vorgekommen, wenn Jakob früher sein Versprechen gehalten hätte. Spurgeon sagt hierzu: „Die Verbindung zwischen Jakobs Nicht-nach-Bethel-Gehen und dem Unheil, das seiner Tochter Dina widerfuhr, und der Sünde seiner Söhne Simeon und Levi mag nicht deutlich zu verfolgen sein, aber ich bin überzeugt, daß eine solche Verbindung da war, — die Unterlassungssünde des Vaters führte zu den Begehungssünden seiner Söhne. Mit den Sünden seiner Kinder züchtigt der Herr Jakob für den Bruch seines Versprechens.“

Jakob ist bereit, Sichem zu verlassen. Aber er wußte, daß es in seinem Hause nicht stimmte. Darum sagte er: „Tut von euch die fremden Götzen und reinigt euch.“ Erst als er die Götzen begraben hatte, konnte er weiter ziehen nach Bethel. Ach, wie oft ist dies noch heute so. Mancher kann seine Gelübde nicht bezahlen, weil er in dem Sichem dieser Welt festgehalten wird. Also weg mit den Götzen, die uns hindern und binden wollen Gott zu dienen.

Jakob merkte bald die Segnungen Gottes. Als er nach Bethel kam begegnete ihm Gott wieder mit einer neuen Offenbarung: „Und Gott erschien Jakob abermal, nachdem er aus Mesopotamien gekommen war, und segnete ihn.“ Dann wurde Jakob eine ganz neue Verheißung gegeben: „Ich bin der allmächtige Gott, sei fruchtbar und mehre dich; Völker und Völkerhaufen sollen von dir kommen und Könige sollen aus deinen Lenden kommen.“ Ferner wurde Jakob durch diese neue Erscheinung das Erbe bestätigt: „Das Land, das ich Abraham und Isaak gegeben habe, will ich dir geben und will es deinem Samen nach dir geben.“ Ja, so soll auch uns die ganze Fülle göttlicher Verheißungen zuteil werden, wenn wir nach Bethel gehen und unser Gelübde bezahlen.

Jakob baute den Altar Gottes. Er kam

hindurch zum göttlichen Ziele und führte ein gesegnetes Leben in Bethel. Und wir — wo sind wir sitzen geblieben? Redet Gott nicht auch zu uns durch diese Betrachtung: Du hast mit mir etwas in Ordnung zu bringen, du bist mir etwas schuldig! Du hast vor Jahren Gelübde gemacht, die bis heute nicht bezahlt sind! Darum: Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde, und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen" (Psalm 50, 14. 15).

Die beste Gabe.

Von oben kommt alles, was eine gute und vollkommene Gabe ist, darüber sollten wir uns recht klar werden. Wir erwarten gewöhnlich viel zu viel von unten, von der eigenen Kraft, von guten Freunden und von unsrem eigenen Besitz. Irret euch nicht, nichts ist gut, als was der Vater des Lichts uns gibt. Selbst die beste Gabe kann sich in Unsegen wandeln für dein Herz und dein Haus, wenn du sie nicht dankbar aus Gottes Hand entgegennimmst; anderseits aber wird auch eine Gabe, welche unseren blöden Augen als Wehe erscheint, zu einem heilsamen und gesegneten Kelch, wenn wir sie annehmen als von oben her, vom Vater des Lichts gesandt. Es kommt nichts von ungefähr, weder ein guter noch ein böser Zufall regiert unser Leben. Gott ist's, der uns alles zuteilt, wie Er es nach Seinem Rate für gut findet. Er will uns durch Sein Geben und durch Sein Versagen zeigen, wie lieb Er uns hat. Wir können Ihm nie zu viel vertrauen, aber auch nie zu viel danken; — nein, beides tun wir zu wenig. Warum klagst du denn so viel und siehst so wenig die guten Gaben, die Er dir schenkt? Warum sorgst und quälst du dich mit unruhiger Seele? Es gibt doch keine Stunde in deinem Leben, in der dir dein Gott nicht hilft und nicht Seine Gaben austeilt. — Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen; du bist nicht Bauherr, sondern bloß Mitarbeiter Gottes. Aber freilich, wir wollen, obenhinaus, wir wollen uns lieber selber führen, selber Pläne machen ohne Ihn; wir vertrauen auf unsere eigene Kraft und versäumen dabei, Gott um Seinen Beistand und Segen zu bitten. So lange es aber so steht mit uns, verschließen wir dem Segen Gottes unser Herz. Wir müssen daher einen neuen Anfang machen und beten und unser Verlangen auf die eine Gottesgabe richten, welche die wichtigste für uns ist: das Heil in seinem Sohne, in dem Worte der Wahrheit, uns dargeboten. Diese Gabe wird uns zu einer reichen Aussteuer, zu einem Schatz, der unser zeitliches und ewiges Wohl bestimmt. Gottes Wort soll nicht in der Bibel bleiben, es soll vielmehr eingehen in unser Herz und Haus, dann erst wird uns ein rechter Segen und vertreibt die Dunkelheit und Finsternis.

Wenn wir nun diese Gabe haben, so besitzen wir etwas viel Besseres als alle Güter dieser Welt zusammen, welche doch vergehen. Sollten wir dessen nicht froh sein? Will einmal eine Betrübnis auf unser Herz sich lagern, so wollen wir daran gedenken, daß wir der Gnade Gottes teilhaftig geworden sind. Wie arm wären wir ohne die Gnade in Christo, ohne Seine Erlösung, ohne Gott, ohne Heiland, ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Vergebung der Sünden, ohne Aussicht auf das ewige Leben. Nun aber hat Gott selbst das Wort der Wahrheit in unser Herz eingepflanzt. Wir wollen nun sorgen, daß diese Pflanze keime, wachse, blühe und Früchte trage. Das walte Gott!

Ich bin getrost und zage nicht,
Mein Herz gibt sich zufrieden,
Weil mir mein Bundes-Gott verspricht,
Daß Er mich will behüten usw.

— (Jacques Feuerbach.)

Aus der Werkstatt

Bei der Zerstörung Jerusalems blieb ein Teil der Umfassungsmauer des heiligen Bezirks, des Berges Morija, stehen, der später den Namen „Klagemauer" erhielt, weil sich an diesem Ort die Juden versammelten und die geschwundene Herrlichkeit ihres Reiches und ihres Tempels in herzzerreißenden Wehklagen betrauerten Es war dieser Ort für sie bis in unsere Zeit immer ein heiliges Fleckchen, das sie gerne am Freitag vor Abend aufsuchten. Nicht nur die Juden aus Palästina kamen hier zusammen, sondern aus der ganzen Welt pilgerten sie dort hin, um ihre Gebete zu verrichten. Reisende erzählen über diesen Ort: Hier stehen die armen Söhne Israels, an die großen, mächtigen Quadern gelehnt, die zum Teil eine Länge von 4 Meter und noch mehr haben. Die einen die kalten Steine mit den Händen fassend und sie küssend, die andern in ihrem abgegriffenen Gebetbuch lesend. Einige beten, die Köpfe gegen die Steine gelehnt.

Andere weinen am Boden kauernd; diese strecken die Arme zum Himmel empor und wehklagen, daß dem Hörer das Herz fast brechen will. Jene schlagen ihre Stirnen gegen die harten Steine, — aber da ist keine Antwort. In die Fugen zwischen den Steinblöcken sind zahllose Nägel hineingetrieben und beschriebene Papiere hineingesteckt. Muß ein Jude Jerusalem verlassen, so treibt er da einen Nagel hinein, der stecken bleibt, bis er glücklich heimgekehrt ist. Stirbt er unterwegs, so bleibt sein Nagel in der Mauer als stummer Teilnehmer an den Klagen der andern. Zum Teil sind die Besucher dieses Ortes ehrwürdige Gestalten, in deren tief durchfurchtem Angesicht das Leid und die ungestillte Sehnsucht geschrieben stehen; daneben aber auch andere, denen man das Gedankenlose und Gewohnheitsmäßige ihres Tuns anmerkt. Wie könnte es anders sein! Dieses Tun an der Klagemauer ist ein Kult wie jeder andere und kann gerade so äußerlich getrieben werden. Aber ein eigenes Bild war es doch und ließ die Sage von jenem ewigen Juden vor die Seele treten, der das „Kreuzige, kreuzige ihn," am lautesten mitgeschrieen und dann nach Hause gelaufen sein soll, um alle seine Hausgenossen zum Anblick des zum Richtplatz sich schleppenden Jesus auf die Straße zu rufen. Da kommt der Haufe auch schon des Weges. Müde und erschöpft will sich der Herr einen Augenblick an das Haus des Ahasverus — so war sein Name — anlehnen. Aber mit harter Rede treibt dieser ihn fort. Da sieht Jesus mit durchdringendem Auge ihn an und spricht: „Ich will allhie stehen und ruhen; aber du sollst gehen bis an den jüngsten Tag." Kaum ist das Wort gesprochen, da setzt auch schon der Jude sein Kind, das er auf dem Arm trug, nieder und fängt an zu wandern, zuerst dem Zuge nach, der sich nach Golgatha begibt, dann, nachdem er Jesum hat sterben sehen, in die weite Welt hinaus. Unstät nnd flüchtig wandert er Jahr um Jahr. Bei der Eroberung Jerusalems befindet er sich mitten im Gemetzel, das die römischen Soldaten anrichten, aber der Tod geht an ihm vorüber. In Rom gesellt er sich den Gladiatoren zu; aber er bleibt am Leben. Er wirft sich in die Flammen des Aetna, doch der Krater darf ihn nicht behalten und wirft ihn lebend wieder aus. So muß er leben nnd wandern bis ans Ende der Tage, ein getreuer Repräsentant seines Volkes, das nicht leben und nicht sterben kann und hier an die kalten Steine sich lehnt mit seiner wehmütigen Klage um das Schicksal Jerusalems. Am Freitag gegen Abend kann man hier an der Klagemauer folgende Litanei hören:

Vorsänger: Wegen des Palastes, der wüste liegt —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen des Palastes, der zerstört ist —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen der Mauern, die zerrissen sind —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen unserer Majestät, die dahin ist —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen unserer großen Männer, die daniederliegen —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen,
Vors.: Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen der Priester, die gestrauchelt haben —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vors.: Wegen unserer Könige, die abgefallen sind —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen. usw.

Man kann die herzbeweglichen Klagen nicht mit anhören, ohne von der Frage bewegt zu werden: Wann wird Gottes Stunde für Israel kommen? Wann sich erfüllen, was Paulus Römer 11 geweissagt hat? Wann die Decke von den Augen dieses Volkes genommen werden? Wann Israel heimgehen aus der Heimatlosigkeit in die Heimat, welche auch ihm bereitet ist in dem Worte: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid? Sie rufen und wehklagen seit vielen Jahrhunderten, ohne zu bedenken, daß ihre Väter Jesus, der vor ihnen aufschoß „wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich", unter ihre Füße traten, darum, weil Er „keine Gestalt hatte noch Schönheit." So werden sie wohl klagen und jammern, bis sie erkennen, „wen sie zerstochen haben". Dann werden sie nicht mehr klagen um Burgen, Mauern und Steine, sondern, ihre Sünden erkennend, um ihn, „wie man klagt um ein einiges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübt um ein erstes Kind." (Sach. 12, 10.)

In letzter Zeit haben nun die Araber, die erbitterte Feinde der Juden sind und sie ihrer starken Einwanderung nach Palästina wegen als Eindringlinge betrachten, die sie aus dem Lande vertreiben können, die Klagemauer teilweise zerstört, was unter der jüdischen Bevölkerung große Erregung hervorgerufen und sie veranlaßt hat, Protest bei den zuständigen Stellen dagegen zu erheben.

Dankbarkeit.

Die mürrische Unzufriedenheit der Masse denkt nicht daran, daß sie für das, was ihr gegeben, einen Dank schuldig ist. Viele sehen nicht nach unten zu denen hin, denen es weniger gut geht als ihnen selbst, sondern sie schauen immer zu denen hin, denen es besser geht als ihnen. Sie schreien nach Mithilfe der Mitmenschen, ohne sich selbst angestrengt zu haben, sie nehmen Wohltaten hin, als verstehe sich das von selbst — von Dank ist wenig die Rede. Und da sind die vielen Gruppen der Gleichgültigen, die durchs Leben trotten, wie der Gaul vor seinem Karren; wofür den Dank? Nicht weit von ihnen stehen die Selbstzufriedenen, die mit wohlgefälliger Miene nur sich selbst sehen, nur davon sprechen, was sie geleistet, nur das Lob ihrer Taten hören wollen. Sie hätten nur sich selbst zu danken, ihrem Fleiß, ihrem Geschick, ihrem Verständnis, ihrer Ausdauer, ihrer Klugheit.

In einem russischen Gedicht wird erzählt, wie bei einem Fest der höchsten Gottheit alle Tugenden geladen wurden und sich im großen Saal begrüßten. Sie kannten sich alle ganz gut, denn sie waren sich oft in der Welt begegnet. Aber zwei von den hohen Gestalten

gingen fremd an sich vorüber, bis sie vom Gastgeber vorgestellt wurden: „Die Wohltat — die Dankbarkeit!“ Seit der Erschaffung der Welt begegneten sie sich zum ersten Mal. Welch furchtbare Wahrheit liegt darin! Darum frage dich, lieber Leser: Hast du für nichts in deinem Leben zu danken? Laß aus dem Herzen kommen das Wort: „Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und Seine Güte währet ewiglich!“

Die ersten Christen.

4. Liebestätigkeit.

Paulus mahnt in Eph. 4, 28: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen. Damit wird der Arbeit erst ihr rechtes Ziel gewiesen. Es ist nicht egoistische Beschaffung des eigenen Lebensunterhalts allein, noch weniger Reichwerden und Genuß, sondern wir sollen arbeiten, um den Brüdern zu dienen, und in der Barmherzigkeitsübung findet die Arbeit erst ihren schönsten Lohn. Danach haben die Christen der ersten Zeit sich gehalten. Arbeitend mit den Händen haben sie mit dem Erarbeiteten den Brüdern gedient. Sie, die Armen, haben doch auch in diesem Sinne viele reich gemacht. Die Gemeinden sind in späterer Zeit reicher geworden, sie haben mehr Almosen gegeben, ihre Anstalten zur Versorgung der Armen, wurden glänzender, aber zu keiner Zeit ist doch ihre Barmherzigkeitsübung verhältnismäßig so groß, und setzen wir vor allem hinzu, so rein gewesen, wie in der Zeit des Kampfes. In reichem Maße erfüllte sich aber auch des Herrn Wort: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt.“ Die Heiden haben es erkannt; verwundert staunen sie das ihnen neue fremde Liebesleben an, und wir dürfen wohl sagen, wie der Sieg des Herrn ein Sieg der dienenden Liebe war, so hat auch Seine Gemeinde durch dienende Liebe gesiegt.

Es war das den Heiden etwas ganz Neues. Ein neu Gebot gebe ich euch, so führt der Herr das Gebot der Liebe ein. Das heidnische Altertum ist durchaus und entschieden egoistisch. Die barmherzige Liebe ist keine Tugend der alten Welt, sagt einer der größten Kenner des Altertums. Rücksichtslos macht da jeder sein Interesse geltend, unbekümmert um andere, denn weil er nur das Leben im Diesseits kennt, kennt er auch kein anderes Ziel als hier glücklich zu werden, und das Glück ist im Grunde nur Genuß, mag dieser bald gröber, bald feiner gefaßt werden. Das eigene Ich ist das Zentrum, um das sich alles dreht. Der antike Mensch verachtet alle, die er in seinen Dienst zieht, er haßt alle, die sich ihm widersetzen. Beschränkt ist dieser Egoismus nur durch den Egoismus des Staates. Um glücklich zu sein, bedarf man des Staates. Zum Glück gehört auch, in einem wohlgeordneten Staate zu leben. Der Einzelne ist nur etwas als Glied des Ganzen, als Bürger. Der Mensch wird ganz ein politisches Wesen, alle Tugenden sind nur politische. Auf Aeschylus Grabmal stand nur, daß er bei Marathon mitgefochten, nichts davon, daß er ein großer Dichter gewesen. Der Staat selbst ist wieder auf durchaus egoistischen Grundlagen erbaut. Wer nicht Bürger des Staates ist, ist in Wirklichkeit auch nicht Mensch, er ist ein Barbar, gegen den Alles erlaubt ist. Kein Band verbindet die Völker, jedes hat vor sich offene Bahn für seinen Egoismus. Es hat das Recht, sich andere Völker zu unterwerfen und sie zu seinen Sklaven zu machen. Gegen die Besiegten gibt es keine Pflichten. Billigkeit gegen die Schwachen, Mitleid mit den Unterdrückten kennt das Altertum nicht.

In der Tat, man erschrickt, wenn man diesen durchgeführten Egoismus sieht. „Der Mensch ist für den unbekannten Menschen ein Wolf,“ heißt es einmal bei Plautus, und das ganze Leben des Altertums ist ein Beleg dazu. Wie durch und durch egoistisch sind selbst die Gedanken Platos, des edelsten unter den Weisen, über den Staat. Alle Bettler sollen daraus vertrieben werden. Der Armen soll man sich nicht annehmen, wenn sie krank sind. Ist die Konstitution eines Arbeiters nicht stark genug, um dem Uebel zu widerstehen, so kann ihn der Arzt ohne Skrupel verlassen, er ist ja doch zu nichts nütze, als sein Handwerk auszuüben. „Kannst du dich vielleicht so weit herablassen, daß dich die Armen nicht anekelten?“ fragt ein vornehmer Heide. „Man hilft dem Armen ja doch nicht (d. h. man macht ihn doch nicht reich, worin allein das Glück besteht), man verlängert nur sein Elend. „Um den Armen macht sich der schlecht verdient, der ihm zu essen und zu trinken gibt. Denn auch das,

was er ihm gibt, verdirbt nur und verlängert jenem das Leben zu seinem Elende." Man braucht höchstens denen Gutes zu tun, die uns Gutes getan haben; die uns Böses tun, darf man hassen, ja sie zu hassen ist Pflicht. Nach Aristoteles sind Zorn und Rache berechtigte Leidenschaften; ohne sie würden den Menschen mächtige Triebfedern zum Guten fehlen. Auch Ciceros Ideal reicht nicht höher. „Der gute Mann ist der, der nützt, wem er kann, und keinem schadet, es sei denn, er werde durch Unrecht gereizt;" und selbst das „nützen, wem er kann," wird dadurch noch beschränkt, daß man selbst keinen Schaden davon hat. Von Selbstverleugnung, von einer Liebe, die mehr gibt, als sie selbst ohne Schaden entbehren kann, von Liebe auch zu den Feinden, hat Cicero so wenig, wie das übrige Altertum eine Ahnung. Wohl redet es viel und gern von Großmut, von Freigebigkeit, von Gastfreundschaft, aber hinter allen diesen Tugenden versteckt sich doch nur wieder der Egoismus. Großmut und die viel gepriesene Gnade ist im Grunde nur der vornehme Stolz, der verächtlich auf andere herabsieht und sich viel zu groß dünkt, um von ihnen beleidigt werden zu können. Die Freigebigkeit wird gegen Freunde und Mitbürger geübt, nicht gegen alle Menschen; sie wird geübt, weil sie Ruhm und Ansehen schafft und dem Staate nützlich ist. Die Gastfreundschaft ist nicht eine allgemeine menschliche Tugend, sondern eine Tugend der Reichen, die sich gegenseitig aufnehmen und mit sorgsamer Rücksicht auf Rang und Stand bewirten. Man braucht sie nur mit der christlichen Gastfreundschaft in den ältesten Gemeinden zu vergleichen, wo der Arme so willkommen war wie der Reiche, wo aller Heiligen Füße gewaschen wurden, und ihr Glanz erblaßt.

So kennt denn die alte Welt auch keine eigentliche Liebestätigkeit. Zwar an Gemeinsinn fehlt es ihr nicht, es fehlt auch nicht an Schenkungen und Vermächtnissen zu gemeinnützigen Zwecken. Es wurde Getreide verteilt, es war in der ausgedehntesten Weise nicht bloß in Rom, sondern auch in den Provinzen dafür gesorgt, daß das Volk seine Vergnügungen und Spiele hatte. Aber das alles trägt einen anderen Charakter. Menschenliebe ist nicht das treibende Motiv. Es sind Opfer, die der Eitelkeit gebracht werden, dem Ehrgeiz oder der Politik; es ist ein Loskaufen des Reichtums von der Armut, um von ihr nicht beunruhigt zu werden. Achtung vor der Armut, herzliches Mitleid sucht man vergeblich. Der Staatsmann oder der Kaiser, der Lebensmittel verteilen ließ, hatte dabei ganz andere Gedanken, und der reiche Römer, der den Klienten die Sportula (geflochtene Körbchen, in denen man Geschenke zu überreichen pflegte) reichen ließ, fühlte wahrhaftig kein Mitleid mit ihnen. Sie dienten dem Prunk des Hauses, dafür wurden sie bezahlt. So fehlte denn auch auf der anderen Seite der Dank, und die überreichen Gaben blieben ohne Segen. Sie entwürdigten beide, die sie gaben und die sie nahmen. Eigentliche Armenpflege gab es nicht. Krankenhäuser bestanden nur für Soldaten, Fechter und Sklaven. Der Handwerker, der ohne Vermögen war, der Arme, der nicht Sklave war, fand keine Zufluchtsstätte. Ohne Trost, ohne Hoffnung für's Jenseits, war er auch ohne materielle Hilfe in seiner Krankheit. Namentlich bei Epidemien tritt der antike Egoismus ganz nackt hervor. Man fürchtete den Tod und nahm sich selbst der eigenen Kranken nicht an, trieb sie aus dem Hause und überließ sie ihrem Schicksal. Die alte Welt ist eine Welt ohne Liebe. Man kann viel an ihr bewundern, sie hat große Männer und Helden hervorgebracht, aber dieses Band der Vollkommenheit fehlt ihr. Woher hätte auch die Liebe kommen sollen? Die Religion lehrte keine und weckte keine. Sie lehrte Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen die Gesetze, Tapferkeit im Kriege, Aufopferung für des Staates Größe und Ehre — Menschenliebe nicht. Der antike Mensch ist der natürliche Mensch in seiner reichsten Entwicklung. Der natürliche Mensch ist aber ein Egoist und bleibt es, bis ihn die Liebe von oben umwandelt.

Sie hat es getan. Das Leben der Christengemeinde ist der tatsächliche Beweis. Da ist Liebe. Nichts verwunderte die Heiden mehr, nichts war ihnen unbegreiflicher. „Sehet," riefen sie, „wie sie sich unter einander lieben!" Untereinander nannten sich die Christen Brüder, und dieser Brudername war nicht ein bloßes Wort, sie lebten wirklich wie Brüder. Der Kuß, mit dem sie einander bei der Feier des heiligen Mahles begrüßten, war keine bloße Form; die Gemeinde war wirklich eine Familie, alle ihre Glieder Kinder des einen himmlischen Vaters. Einer diente dem andern, einer betete für den andern. Sie hatten alles gemein. Auch der ganz Unbekannte, der von

fern her kam, brachte er nur einen Empfehlungsbrief seiner Gemeinde mit, der ihn als Christen auswies, so wurde er als Bruder aufgenommen und behandelt. „Sie lieben sich, ohne sich zu kennen!“ sagt erstaunt ein Heide. Das war freilich der direkteste Gegensatz gegen das heidnische Wort: Der Mensch ist dem unbekannten Menschen ein Wolf. Diese Bruderliebe erweitert sich dann zur allgemeinen Menschenliebe. Die aus der Liebe geborene und in der Liebe lebende Gemeinde ist das rechte Organ für die, die Hilfe in irgend einer Weise bedürfen, geht dann aber wieder über sich hinaus, um auch die mit Liebe zu umfassen, die noch draußen stehen. Denn auch diese sollen für die Gemeinde gewonnen werden. Die Liebe wirkt missionierend. Sie schließt keinen aus, wie die Gnade, der sie entstammt, keinen ausschließt, auch die Feinde, auch die Verfolger nicht.

Ohne Zweifel werden in den Christengemeinden die Einzelnen auch für sich viele Liebeswerke getan haben. Die Christen nahmen es ernst mit dem Worte des Herrn: „Wer dich bittet, dem gib und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Einer der ältesten Väter, Barnabas, ermahnt: „Gib allen einfältig und überlege nicht lange, wem du gibst.“ „Was wählst du die Personen aus?“ sagt Lactanz, „du sollst jeden für einen Menschen halten, der dich bittet, und wer dich bittet, tut es ja auch, weil er dich für einen Menschen hält.“ Tertullian schildert uns die Hemmnisse, welche eine Christin, die in gemischter Ehe mit einem Heiden lebt, für ihre Liebestätigkeit findet. „Welcher Heide“, sagt er da, „wird seine Frau zum Besuche der Brüder von Straße zu Straße auch in den ärmsten Hütten herumgehen lassen? Wer wird sie in den Kerker sich schleichen lassen, um die Fesseln der Märtyrer zu küssen? Kommt ein fremder Bruder, welche Aufnahme wird er in dem fremden Hause finden? Soll einem etwas geschenkt werden, so sind Keller und Scheuer verschlossen.“ Gewiß wurde diese mannigfaltige und reiche Liebestätigkeit der christlichen Frau nicht lediglich im Auftrage der Gemeinde geübt. Daß auch in freiester Weise auf den Straßen Almosen gegeben wurden, ergibt sich aus einem Worte Tertullians, in dem er den Heiden vorhält: „Unsere Barmherzigkeit gibt mehr auf den Straßen als eure Religiosität in den Tempeln.“ Schluß folgt.

Die alte Nähmaschine.

„Eben holt der Althändler sie fort, deine alte Nähmaschine, Mamma!“ so rief Harry, der Jüngste, jubelnd zur Tür herein. „Aber du weinst ja! ist denn an dem alten Ding so viel gelegen?“

„Nun, mein Kind, mir kommen eben allerlei wehmütige Gedanken, die mir die Tränen in die Augen drängen. Mir ist, als ob ich einen alten Freund verliere, mit dem ich die besten Jahre meines Lebens aufs innigste verbunden war. Ja, diese Nähmaschine ist mit meiner ganzen Lebensgeschichte so eng verbunden, daß ich meine, es geht ein Stück von meinem Leben fort und als könnte ich es gar nicht übers Herz bringen, sie zu lassen. Sie hat mir geholfen, mein tägliches Brot zu verdienen, mich aus Armut und Not befreit, sie war ein Segen für mein Leben.“

Bei diesen Worten hatte die ganze Kinderschar sich um die Mutter gesammelt. „O erzähle,“ schallte es aus aller Munde. Die Kinder hörten so gerne, wenn die Mutter erzählte aus ihrem Leben. Mit nichts vermochte sie die Kinder mehr zu fesseln, als wenn sie ihnen Erlebtes erzählte.

„Jetzt nicht, Kinder, heute abend, wenn wir alle unsere Arbeit getan haben, will ich erzählen, so lange geduldet euch, und nun macht fröhlich weiter, je eher ihr fertig seid, desto eher erzähle ich,“ gab sie zur Antwort.

Aber den Rest des Tages über gedachte die Mutter vergangener Tage. „So wie meine alte Nähmaschine wird man mich auch einmal hinaustragen, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern. O wie wünschte ich, ich würde solche guten Erinnerungen bei den Meinen zurücklassen, wie diese treue Freundin in meinem eigenen Herzen!“

„Wir hätten ja längst schon eine neue Maschine gebraucht, die Kinder hatten recht, aber es ist mir doch so schwer gewesen, die alte beiseite zu setzen. Auch kann ich mich gar nicht mehr so leicht an eine neue gewöhnen. Wohl kann die neue manches, was die alte nicht konnte, sie kann sich verstecken und es wird ein Tisch daraus; aber ob sie so fest und treu ist, wie die alte, wer weiß; es ist eben jetzt alles anders wie früher, soll ich mich darüber freuen, oder soll ich es bedauern; ich weiß es nicht.“

Unter solchen Gedanken wird das Herz weich und warm, und hier und da rollte der Mutter eine dicke Träne über die gefurchten Wangen. So war der Abend gekommen, die Arbeit schnell getan, die Kinder alle sammelten sich um ihre Mutter in stiller Erwartung eines genußreichen Abends. Die Kleinste setzte sich auf die Fußbank, gerade vor die Mutter, damit sie ihr ins Auge sehen konnte, sie wußte, sie weinte immer, wenn die Mama rührende Geschichten erzählte; darüber neckten sie dann die Großen, so legte sie ihr Köpfchen in den Schoß der Mutter, dann konnte niemand sie weinen sehen. Auch der Vater legte seine Lesebrille ab, „da muß ich auch dabei sein," dachte er. „Nun erzähle," tönte aus aller Munde.

„Zuerst aber singt mir ein Lied, ehe ich erzähle."

„Was sollen wir singen," fragte die Lilly.

„Ich weiß," gab Margaret zur Antwort: „Jesus führt mich allerwegen.

„Das ist recht, mein Herzchen, du kennst Mamas Lieblingslied."

Die älteste setzte sich ans Piano, um den Gesang zu begleiten, und alle sangen mit.

Nun war es still, und die Mutter begann: „Mein Vater starb uns schon, als ich erst 3 Jahre alt war und ließ meine Mutter mit 5 Kindern zurück. Zwei waren Knaben und drei waren Mädchen. Ich war die Jüngste. Mein Vater hätte gerne gehabt, daß ich ein Junge gewesen wäre, denn Jungens mit starkem Arm galten bei ihm etwas, die konnte er brauchen in seinem Geschäft. Um mich gab man damals nicht sehr viel, nur die Mutter hatte mich so recht lieb. Einst hatten einer meiner Brüder und ich die Masern, der Arzt wurde gerufen, aber er sah nur meinen Bruder. Schon als der Arzt fortging, rief meine Mutter ihm noch nach: „Wir haben aber die Kleine ganz vergessen!" „Gebt ihr nur von dem Jungen seiner Medizin, das wird ihr schon auch helfen." Die Mutter hat mir diese Geschichte oft erzählt.

Mein Vater war Steinhauermeister, und wir hatten selbst einen Steinbruch; bei uns arbeiteten oft zwanzig Gesellen, wir waren nicht arm. Zu manchen der schönsten Häuser, die in Speier, in der Rheinpfalz, meiner Heimat, gebaut wurden zu der Zeit, hat unser Vater die Steine geliefert und verfertigt.

Nach meines Vaters Tode hätte meine Mutter am klügsten getan, sie hätte das Geschäft und den Steinbruch verkauft, allein sie war eine tätige, mutige Frau und auf Anraten unseres Onkels behielt sie das Geschäft und setzte ihn ein zum Werkmeister.

Nun begann unsere Leidenszeit. Unser Onkel war nicht treu, auch verstand er vom Geschäft nicht viel, so kamen wir rückwärts, rückwärts, bis zum Bankrott. Ach, wenn ich noch an die Zeit denke, an die Tränen meiner armen Mutter, an ihre bleichen Wangen und schlaflosen Augen! Meine älteste Schwester war in Speier Diakonissin; sie mußte heimkommen, um die Bücher zu ordnen, und als das geschehen war, lag es klar auf der Hand, wir waren ruiniert. Wie hat meine Mutter geweint und der Onkel geflucht, als seine Untreue an den Tag kam. Das allerschlimmste hat er meiner Mutter gewünscht, als sie ihm seine Entlassung mitteilte. Von unserem ganzen Vermögen retteten wir nur unser Wohnhaus und den Obstgarten hinter dem Hause, und wir Kinder mußten nun arbeiten und unser Brot verdienen. Ich war nun 14 Jahre alt geworden und war die Kleinste und Schwächste; mich schickte die Mutter, das Nähen zu lernen, damit ich einmal mein Brot mit der Nadel verdienen konnte, denn zu anderen Dingen, meinte sie, sei ich zu schwach. Ein Bruder wurde Gärtner, ein anderer ging nach Amerika und wurde Soldat. Meine zweite Schwester tat Hausarbeit, meine älteste Schwester hatte sich dem Herrn gelobt und diente ihm an den Armen und Kranken unter seinem Volk, sie war Diakonissin geworden.

Um diese Zeit kam ich auch zur Bekehrung. Br. Schuff, ein Grobschmied, Papa hat ihn und seinen Sohn gut gekannt, war in unsere Gegend gekommen und hatte eine Sonntagsschule, wir nannten es Kinderkirchel, angefangen und hatte uns vom Heiland erzählt und christliche Schriftchen gegeben; hier habe ich die ersten Eindrücke der Seligkeit empfangen, sowie auch meine älteste Schwester, und die Mutter durch uns und die Schriftchen, die wir heimbrachten. Später kam ein reisender Missionar der Brüdergemeinde und predigte regelmäßig bei uns, und unter seiner Predigt kamen wir zum Herrn und zum lebendigen Glauben. O, wie froh waren wir in jenen trüben Tagen, als all unser Wohlstand dahin war, daß wir einen Heiland kannten.

Vier Jahre lebte meine Mutter noch, dann

starb sie an der schnellen Auszehrung. Das war ein neuer Schlag, der schwerste, der uns je getroffen. Aber meine Mutter starb selig im Herrn. Ich war bei ihr in den letzten schweren Tagen und Wochen und habe ihr die Augen zugedrückt. Ach, wenn sie nachts so hustete und schwitzte, und ihr Schweiß war so kalt und roch so übel, dann seufzte sie oft so schmerzlich, doch tröstete sie sich wieder: „Mein Heiland hat für mich Blut geschwitzt, was will ich klagen?" Sie wußte, daß sie heimgehen würde. Mich segnete sie noch vor ihrem Tode, „dir wird es einmal gut gehen, mein Kind, das weiß ich, du hast es an deiner Mutter verdient." Meine zwei Schwestern konnte ich noch eben heimrufen, mein ältester Bruder, der Gärtner, war damals schon in Amerika. So standen wir am Sterbebette unserer Mutter und weinten, denn unser Herz wollte brechen. Sie sagte, wir sollten nicht weinen, sie gehe ja heim, und für uns würde der Herr sorgen. Sie ließ uns singen: „Laß mich gehen, laß mich gehen, daß ich Jesum möge sehen," und „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh'?" Jetzt stockte ihr Atem und wir meinten, sie wäre tot und schrieen vor Jammer und Schmerz. Da machte sie noch einmal die Augen auf: „Kinder, wäret ihr stille gewesen, ich hätte jetzt überwunden, nun muß ich noch bis morgen mittag leben." Und so geschah es.

Am Tage nach meiner Mutter Tode kam der Gerichtsbote und versiegelte all unser Hab und Gut. Böse Menschen waren dahinter gewesen, als ob wir unserer Mutter Habe veruntreut hätten. O, wie schrecklich war uns das große, rote Gerichtssiegel an den Türen unseres Hauses, an den Schubladen unserer Schränke! Wenn wir eine Tür aufmachen wollten, dann fuhren wir zurück, wenn wir das schreckliche rote Siegel erblickten. Nur das nötigste an Kleidern war uns gelassen und ein Bett zum Schlafen. Ach, Kinder, das waren Tage, solche wünsche ich euch nie in eurem Leben. Ein Schmerz folgte dem andern.

Endlich kam unsere Sache vor dem Gericht zur Verhandlung, unser Erbteil wurde geteilt und unsere Angelegenheit geordnet. Aber viel von unserem Vermögen nahm das Gericht. Der Siegelwächter mußte bezahlt werden, unser Haus wurde verkauft und von all unserem Wohlstand blieben uns Kindern je 1000 Mark. Meiner Schwester Mann fing eine Korbfabrik an, ihm lieh ich mein Geld, das Unglück suchte ihn heim, er fallierte, und so verlor ich alles und war nun nicht nur eine Waise, sondern bettelarm zugleich. Da habe ich Gott gedankt, daß ich nähen gelernt hatte und mein Brot mit eigener Hand verdienen konnte. Aber der Kummer hatte meine Gesundheit so untergraben, daß ich in eine lange, schwere Krankheit fiel, und erst nach hartem Kampfe genaß ich.

Fortsetzung folgt.

Verschiedenes

Ein russischer Schatz.

Berliner Pressevertreter hatten Gelegenheit, das Oberhaupt der russischen Kirche in Berlin und für Deutschland, den Bischof Tichon, in der russischen Kathedrale am Fehrbelliner Platz zu sprechen. Der Bischof war so freundlich, die Reliquien, die in der Kirche aufbewahrt werden, zu zeigen und zu erklären. Der Schatz stellt in der Tat, abgesehen von seinem Reliquienwert, ein Objekt von ungeheurem Werte dar. Er ist der höchste Kirchenschatz der russischen orthodoxen Kirche. Ueber seine Geschichte teilte der Bischof folgendes mit:

Der Schatz besteht aus zwei goldenen Kästen und einem goldenen Heiligenbild. Einer der Kästen, mit Saphiren und Rubinen besetzt, enthält die Hand Johannes des Täufers, ein anderer, ebenfalls mit wertvollen Steinen besetzter Kasten die Holzstücke vom Kreuze Christi. Ueber den Ursprung des Schatzes ist wenig bekannt. Es steht nur fest, daß die Reliquien, als die Welt von ihnen Kenntnis erhielt, sich im Besitze des Zaren Paul befanden, der sie zunächst für den Malteserorden, ihren ursprünglichen Besitzer, verwaltete. Als der Orden durch Napoleon von Malta verdrängt wurde, geriet er in Verfall, und die Reliquien wurden dem Zaren Paul als Eigentum vom Orden zugewiesen. Gegen diese Maßnahme erhob der Papst Widerspruch, wurde aber durch Napoleon gezwungen, sich mit der Schenkung einverstanden zu erklären.

Paul I., der nicht den Anschein erwecken wollte, als ob er die Schenkung nur um des Geldwertes willen angenommen hätte, gab die Edelsteine und Juwellen zurück und behielt nur die religiösen Reliquien, die er nunmehr selber wieder mit neuer äußerer Pracht ver-

sehen ließ. Der Schatz lag zuerst in der Kirche des Petersburger Pagenkorps und wurde später in die Schloßkirche gebracht. Auf Betreiben der Synode ließ der Zar den Schatz einmal im Jahre den Katholiken zeigen, und zwar vom 12. Oktober jedes Jahres ab einen Monat. Zu dieser Zurschaustellung wurde der Schatz alljährlich in die Kathedrale von Gatschina gebracht. Der 12. Oktober galt seitdem als Feiertag des russischen Kalenders. Nach dem Zusammenbruch nahm die Zarinmutter den Schatz mit nach Kopenhagen und übergab ihn vor ihrem Tode ihrer Tochter Xenia, die ihn wiederum dem Metropoliten Antonius zur Verfügung stellte. Antonius brachte den Schatz dann nach Berlin, und als hier die neue Kathedrale eingeweiht wurde, wurde der Schatz hier aufgestellt. Wahrscheinlich wird er später in das serbische Königsschloß, und bei einer Aenderung der politischen Verhältnisse in Rußland, wieder der alten Heimat zugeführt werden.

Wohnungsbau im Tierreich.

Der Mensch glaubt oft, daß seine Technik über die Gewalt der Natur gebieten oder sie entbehren kann, und doch geht all sein Beginnen von ihr aus und endet bei ihr. Wie die Natur den Menschen dient oder ihnen Widerstände entgegensetzt, erweist sie sich auch den Tieren gegenüber als Erzieher und Helfer. Von mancher Perspektive aus gesehen scheint sie den Tieren sogar noch hilfreicher und entgegenkommender zu dienen, als den Menschen. Sehen wir uns einmal den Wohnungsbau im Tierreich an. Hier gibt es kein Wohnungsamt, keine Wohnungslosen; eine der trübsten Charakteristiken unserer Zeit fällt hier fort: das Wohnungselend. Jedes Tier braucht wie der Mensch eine Stätte zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung, zum Ausruhen. Viele Tiere verbringen überhaupt einen Teil ihrer Lebenszeit in Wohnräumen, und die Veranlassung hierzu ist bei den verschiedenen Arten eine sehr wechselnde. Die einen bauen Wohnungen zum Schutz gegen Kälte, Hitze oder Regen, andere wieder, um sich so viel als möglich den Blicken und Angriffen nachstellender Feinde zu entziehen. Auch die Tiere haben das Bedürfnis nach einem Unterschlupf, nach einem Heim.

Aber so einfach wie es uns Menschen scheinen will, die wir von unseren fünfstöckigen Häusern auf die winzigen Nester und Unterschlüpfe der Tiere sehen, ist das Bauen im Tierreich auch nicht. Die Natur hat nur ein Gesetz aufgestellt: die Freiheit, und jeder muß sie täglich, stündlich verteidigen und sich erhalten. Gäbe es auch im Tierreich ein Wohnungsamt, dann kämen viele Klagen, die von anderen aus der Wohnung verdrängt worden sind. Zwischen den Geschöpfen, die von Natur aus mit einem Unterschlupft versehen sind, wie die Schnecken, Muscheln, und jene, die sich durch eigenen Fleiß einen solchen verschaffen, lassen sich noch solche einfügen, die keinen natürlichen Herbergsraum besitzen und zu faul oder zu ungeschickt sind, sich selbst einen herzurichten. So beziehen sie die vorhandenen Wohnräume anderer Tiere als Untermieter oder gar als Alleinmieter, indem sie die ehemaligen Besitzer einfach vertreiben.

Der Kuckuck hat zum Beispiel diese Gepflogenheit. Er zahlt nicht die geringste Miete für sein Wohnen in fremden Nestern. Am besten versteht wohl der St. Bernhards- oder Diogeneskrebs eine alte Hinterlassenschaft zu seiner Wohnung zu verwenden, indem er sich herrenlose, verlassene Schneckenhäuser, deren erste Bewohnerinnen gestorben sind, aufsucht. Abgesehen, von den vielen Eidechsen, Fischen, welche Erdwohnungen herstellen, scheuen auch Säugetiere die schwere Arbeit nicht, sich eine sichere und warme Wohnung anzulegen. So gehen die Murmeltiere im Sommer in den Alpen bis zu einer Höhe von 1500 bis 3000 Meter und scharren sich schnell eine Höhle, jener ähnlich, die sie im Winter bewohnen, wenn auch weniger umfangreich. Wenn der Schnee sie wieder vertreibt und sie veranlaßt, tiefere Regionen aufzusuchen, stellen sie sich auch hier wieder Wohnungen her, 12 bis 15 Tiere arbeiten mit vereinten Kräften und machen zunächst einen 3 bis 4 Meter langen Gang, der am Ende zu einer runden Kammer erweitert wird, die über zwei Meter im Durchmesser mißt. Hier tragen sie einen ansehnlichen Haufen von völlig trockenem Heu zusammen, indem sie es sich bequem machen, nachdem sie vorher den Bau gegen äußere Kälte abgeschlossen haben.

Interessant sind die gewobenen und geflochtenen Wohnungen, die viele Tiere bauen. Die als gewoben bezeichnete Art von Wohnungen besteht zunächst aus einer einfachen Anhäufung irgendwelcher Dinge, ferner aus solchen Gegenständen, die sich wie zartes Reisig oder Heu verflechten lassen, und endlich aus zartem, schmiegsamem Material, das die kleinen

Baumeister in einer regelmäßigen Weise miteinander vereinigen, d. h. verflechten oder verweben können.

Zu der ersten Art gehört das aus Tannen- und Fichtennadeln zusammengetragene, oft über ein Meter hohe Nest der roten Wald- oder Hügelameise. Mag der Haufen äußerlich auch noch so unregelmäßig zusammengetragen erscheinen, im Innern ist er nach einem bestimmten Bauplan ausgeführt. Je nach der Zahl der Bewohner finden sich mehrere Stockwerke, die durch Gänge miteinander verbunden sind, welche in einem größeren, von einigen Säulen getragenen Saal in der Mitte des Hauses zusammenlaufen.

In Australien, dem Lande der zoologischen Merkwürdigkeiten, lebt der sogenannte Lauben- oder Kragenvogel, welcher sich im dichten Busch eine Art Liebestempel baut. Die von diesen Vögeln errichteten Lauben haben eine Länge von etwa einem Meter. Da die Vögel eine ausgesprochene Manie zum Sammeln besitzen, häufen sie vor ihren Bauwerken weiße Bachkiesel, Muscheln und viele andere Gegenstände auf.

Ein wunderhübsches und eigenartiges Bauwerk fertigt auch der Teichrohrsauger zwischen Rohr- und Schilfstengeln. Daß er sein Nest in genügender Höhe über dem Wasser zwischen den Rohrstengeln befestigt, hat seine Gründe. In einem regnerischen Sommer hatte er zweifelsohne seinen Pfahlbau in nächster Nähe des Wasserspiegels in das schwanke Rohricht gebaut; aber das Wasser stieg und ertränkte Nest und Brut. Durch Erfahrung klüger geworden, baut er sein Nest nun in sicherer Entfernung vom Wasser.

Recht bequem macht es sich Meister Reinecke, indem er sich die aus sieben und acht langen, in einem Kessel endenden Röhren des Dachses aneignet, obwohl er selbst sehr gut zu graben versteht und sich eine unterirdische Wohnung anlegt, wenn ihm nichts anderes übrig bleibt.

Gewalt geht vor Recht. Kein Richter wird dem Dachs, den der Fuchs aus der eigenen Wohnung vertrieben, Recht geben. Der Dachs muß sich eine neue Wohnung bauen.

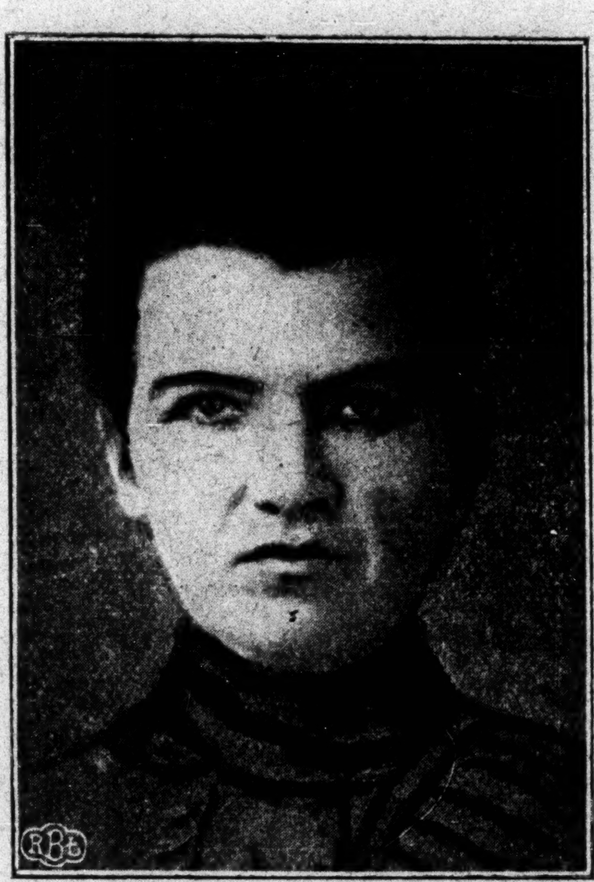
Gemeindeberichte

Radawczyk.

Tief traurig berührte uns die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden der Schwester Pauline Kujat, geb. Kinas.

Obwohl sie an der Grippe krank lag, kam ihr Ende doch unerwartet. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken," das zeigte sich so recht bei ihrem Heimgange.

Sie war an ihrem Sterbetage verhältnismäßig recht wohl. Die Angehörigen glaubten fest, die Krisis sei vorüber und es gehe der Besserung zu. Zwei Töchter, die noch zu Hause



sind, wollten gerade zur Versammlung, und während sie noch auf dem Hofe waren, wurden sie ganz plötzlich zurückgerufen.

Als sie an das Bett ihrer lieben Mutter traten, rief sie nur noch aus „ich sterbe".

Der Todeskampf dauerte nur einige Minuten, und leicht gab sie den Geist auf.

Unter großer Anteilnahme der Gemeinde fand am 30. Januar die Beerdigung statt.

Br. A. Rumminger sprach in der Kapelle, wo der Leichnam aufgebahrt lag, über Hiob 16, 22 und wies auf den Ernst der Zeit hin, und dann bewegte sich der große Zug des Gefolges zum stillen Gottesacker. Hier sprach Br. Rumminger wieder in ernster Weise.

So hat nun die liebe Schwester ausgekämpft und ruht bis zum seligen Auferstehen am Tage des Herrn.

Die Heimgegangene ist am 6. Februar 1871 in Swoboda bei Kalisz geboren und erreichte ein Alter von 58 Jahren und 11 Monaten.

Im 23. Lebensjahr bekehrte sie sich zu Gott und wurde am 1. April 1894 von Br. Mantay in Jesu Tod getauft. 1891 trat sie mit Br. Julius Kujat in den Ehestand, mit dem sie 38 Jahre Freud' und Leid teilte.

1 Sohn ist ihr in Rußland im 13 Lebensjahr vorangegangen. 1 Tochter wohnt in Rußland und konnte der Grenzschwierigkeiten wegen nicht erscheinen. 4 Töchter und ein Sohn standen am Grabe der Mutter und trauern ihr neben dem Vater nach. Aber sie haben die selige Gewißheit, daß sie eingegangen ist zur Seligkeit, wo sie sie wiedertreffen werden und vereint mit ihr sein werden bei dem Herrn.

Möge der Gott alles Trostes unserem Bruder in seiner Einsamkeit, sowie auch seinen Kindern in ihrer Trauer recht nahe sein.

Im Auftrage W. Naber.

Wochenrundschau

In Amerika wütete unlängst ein furchtbarer Tornada, durch den 20 Personen getötet und 50 verletzt wurden. Am schwersten betroffen wurde der südliche Teil von Mineapolis und Wiskosin. Am Rice-See wurde schwerer Schaden angerichtet. 20 landwirtschaftliche Gebäude sind zerstört und die stehengebliebenen sollen durch riesige Hagelkörner zerschlagen worden sein. Dem Tornado folgte eine fast hochsommerliche Hitze.

In Polen sind nach einem Bericht des Spiritus Monopols im vergangenen Jahre 43 Millionen Liter 96prozentigen Spiritus verkauft worden, also 90 Millionen Liter Schnaps. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen demnach jährlich 3 Liter, bei Nichtberücksichtigung der Kinder und unter Ansetzung eines geringeren Alkoholverbrauchs der Frauen — 6 Liter pro Kopf der Bevölkerung. 6 Liter Schnaps kosten 72 Złoty; die Gesamtbevölkerung unseres Landes hat also im vergangenen Jahre für 677 Millionen Złoty Schnaps getrunken.

In China haben es die entlassenen Militärpersonen recht schwer; sie können keine Beschäftigung finden. Bei der wechselnden Arbeitslosigkeit bleibt den wackeren Kriegern nichts anderes übrig, als — zahlreichen früheren Beispielen folgend — Räuberbanden zu organisieren.

So gründeten neulich die Mitglieder eines aufgelösten Bataillons eine regelrechte Plünderer-Aktien-Gesellschaft, wobei eigenartigerweise ihre ehemaligen, ebenfalls entlassenen Offiziere auch weiterhin das Kommando führten. Ein Major namens Kavata Akira, ehedem Kommandeur des Bataillons, jetzt Generaldirektor der Plünderer-A.-G., war ein heller Kopf. Er wußte zwar, daß mitunter auch kleine Fische gut sind, doch hatte er den Ehrgeiz, seine Ziviltätigkeit gleich mit einem großen Fang zu beginnen. Kavata Akira diente eine Zeitlang als Flügeladjutant des Marschalls Tschangkaischek.

Als nun die Frau Tschangkaischeks eines Tages ein Krankenhaus besichtigte und aus ihrem Auto stieg, gab sie dem Chauffeur die Anweisung, sie in einer Stunde wieder abzuholen. Die Besichtigung dauerte jedoch wider Erwartung nur eine knappe halbe Stunde. Trotzdem stand beim Verlassen des Spitals der Wagen zu ihrer größten Ueberraschung bereits vor der dem Tor. Nichts Böses ahnend, nahm sie in dem dem ihrigen aufs Haar ähnelnden Auto der Banditen Platz und wurde so am hellichten Tage entführt. Sie wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und verblieb volle zwei Wochen in der Gefangenschaft der Räuber.

Dann erst meldete sich Kavata Akiras „bevollmächtigter Direktor" bei dem General und forderte ein Lösegeld in Höhe von einer Million merikanischer Dollar. Tschankaischek geriet in eine verzweifelte Wut: „Ich werde dich köpfen lassen, du Hundesohn!" Der Herr Direktor lächelte nur behaglich auf diese Drohung: „Das steht wohl in Ihrer Macht, Exzellenz. Wenn ich aber bis heute abend nicht zurückgekehrt bin, erhalten Sie morgen ein Postpaket: den Kopf ihrer Frau Gemahlin!"

Tschangkaischek mußte wohl seine Pappenheimer kennen, denn nach kurzem Ueberlegen bezahlte er zähneknirschend das Milliönchen. Am nächsten Tage erhielt, er dann seine in doppeltem Sinn teure Frau wohlbehalten zurück.

Aus Rußland kamen bisher Meldungen über die Schließung von christlichen Kirchen

und Bethäusern, während insbesondere der Islam sich einer wohlwollenden Unterstützung erfreute, ja sogar in manchen Gebieten obligatorischer mohammedanischer Religionsunterricht erteilt wurde. Nunmehr wird aber auch von einem Kampf gegen Islam und Judentum berichtet. So haben die Sowjetbehörden in Aserbeidschan etwa 70 modammedanische und 5 jüdische religiöse Gebäude beschlagnahmt und zu Klub- oder Wohnhäusern umgestaltet. Trotz des eingelegten Einsprnches ist die Rücknahme dieser Verfügung von Moskau aus nicht genehmigt worden, und es scheint, als ob Sowjetrußland zu einem offenen Kampf nicht nur gegen das Christentum, sondern auch alle andere Religionen übergegangen sei.

Die Konferenz

der Lodzer Jugendvereinigung

wird, so Gott Gnade schenkt, am 2. Pfingstfeiertage in Starowa Góra (Effingshausen), Station der Gemeinde Lodz II, stattfinden. Beginn der Konferenz 9 Uhr morgens. Nachmittag 4 Uhr Jugendfest, an dem alle Vereine gebeten werden sich zu beteiligen und zur Verschönung des Festes beizutragen.

Anmeldung der Abgeordneten, etwaige Anträge und Wünsche sind rechtzeitig an Unterzeichneten zu richten.

Alle zur Vereinigung gehörigen Vereine werden frdl. ersucht, fürbittend der Konferenz zu gedenken und regen Anteil daran zu nehmen.

Im Auftrage des Komitees:

R. Jordan, Lodz, Nawrot 27.

Die Posaunenchöre.

des Lodzer Kreises veranstalten am 12. Mai in Bałuty in der Kapelle, Aleksandrowska 60, um 4 Uhr nachmittags ein Kreisfest und laden herzlich zu demselben ein. Mehrere Posaunenchöre werden einzeln und als Gesamtchor mitwirken.

Der Vorstand.

Quittungen

Für den Hausfreund eingegangen:

Amerika: B. W. Price, Millet 4 Dol., A. Binder 5 Dol., A. Keßler 2 Dol., A. Horstmann 2. Dol., W Hoehn 2 Dol. **Argentinien:** A. Jungton 4.80 Dol. **Białystok:** G. Boge 29,25. **Bociniec:** B. Litke 10,60. **Bursztynowo:** G Truderung 10. **Canada:** J. Mohr 2 Dol. **Częstochowa:** L. Müller 12,50, O. Lesiewicz 5. **Dubeczno:** R. Neumann 20. **Ewin:** E. Arndt 2,65. **Garwarz:** O. Truderung 40,50. **Karolew:** M Rosner 13,50. **Karolinow:** H. Luther 15,90. **Kicin:** E. Bąkawski 56,25. **Kostopol:** A Lenener 25. **Krajencin:** H. Wolf 5,30. **Lodz:** E. Wenske 10, J. Lebrecht 10,90, M. Renner 2,25. **Lodz I:** Bendinger 10, E. Schmalz 10, Neumann 3, Bußler 2, Starnell 3, Schlodinska 1,50, W. Freigang 5, R. Lenz 10, Fiebrandt 10, Musial 10, E. Preis 10, A. R. Wenske 3,85, R. Petasch 5. **Lodz II:** H. Schwarz 9, J. Grunwald 2,50, A. Pelz 5,50, A. Kurz 5, G. Rosner 9. **Nowawieś:** E. Steinborn 15. **Ozorkow:** R. Bendlin 15. **Ritkiedubv:** R. Siebentaler 11. **Skarszewy:** R. Burau 27. **Strzyżewo:** E. Bethke 5,30. **Więczemin:** A. Schade 48,80. **Wilno:** A. Dust 6. **Zelów:** K. Walter 41. **Zgierz:** A. Schulz 50.

Allen lieben Gebern dank aufs herzlichste
die Schriftleitung.

Für die Predigerschule eingegangen:

Karolew: J. Kißmann 5, S. Rosner 5, M Rosner 3. **Theodorow:** Aug. Grieger 50. **Trojaczek:** Rud. Eichstedt 10. **Radawczyk:** L. Siewert 20, R. Witt 50, E. Hoffmann 25, O. Zuch 15. **Justynow:** G. Fröhlich 15, Gerh. Fröhlig 5. **Blandau:** Fam. Dreger 50, Schw. Kochstädter 10. **Posen:** Gemeinde 50. **Zgierz:** A. Fiege 10. A. Lange 5.

Für Tarutino eingegangen:

Chodzicz: Gemeinde 350. **Radawczyk:** B. Witt 25.

Mit Dank F. Brauer.

Für den Kapellenbau in Kicin:

Im Januar eingegangen: Gem. **Lodz II:** Tellerkollekte 77,50, A. Wenske 100, O. Rontaler 5, J. Grunwald 10, H. Eichmann 5, A. Rontaler 5, J. Hepner 10, A. Frank 3, W. Hoffmann 5, M. Siebert 3, L. Ratz 10, H. Kind 10, O. Bich 10, S. Weicht 5, E. Hoffmann 2, H Speidel 10, F. Fiedler 5, E. Wegner 20, K. Bunke 5, A. Knoff 10, E Bergholz 2, Weilbach 10, O. Sauder 5, M. Bich 5, P. Schlesinger 5, A. Doberstein 10, B. Semek 10, J. Semek 10, E. Hanke 6, O Semrowska 5, M. Fiedler 10, A. Brodzinski 5, B. Jordan 25, K. Jordan 10, J. Matejko 10, E. Freier 5, R. Matejko 2, H. Pladek 25, R. Pelz 5, A. Gottschlina 5, Fam. Kühn 25, Jugendverein 20, O. Eichmann 5, G Rosner 5, H. Matejko 5, E. Streibel 10, R. Fiedler 5, R. Hanke 1, Unbekannt 4. **Hohenkirch:** Kollekte 128,80, A Borchert 20, W. Schulz 10. **Schwetz:** 38,60. **Tomken:** 7,74. **Königsmor:** 53,60. **Buchenhagen:** H. Bleich 6, E. Herzberg 5, E. Klebs 7, A. Giese 10.

Besten Dank! D. Schmidt, Budy Ciemn. pocz Sochocin, pow. Płońsk.

Redaktor i Wydawca: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a

Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130